

Manuela Schneider

Die Waffe des Teufels

ROMAN

BLITZ

Johnny – Arizona Territorium 1882

Der Peacemaker lag leicht in seiner Hand. Er hatte Revolver schon immer gegenüber Gewehren bevorzugt und war froh, dieses feine Exemplar gefunden zu haben. Oder sollte er besser sagen, der Colt hatte ihn gefunden?

Der Mann erinnerte sich gut an jenen Tag vor fünf Jahren, als er einen jungen Soldaten traf. Der Bursche hatte sich darüber beklagt, dass das Geld knapp wäre und er sich nichts sehnlicher wünschte, als mit seiner Herzensdame wegzulaufen und ein neues Leben zu beginnen. Das Mädchen war allerdings von fragwürdiger Moral, wie Johnny aus eigener Erfahrung wusste. Während der liebesranke Narr davon träumte, Vater, Mutter, Kind zu spielen, verkaufte er Johnny den Revolver in Windeseile und weit unter dem Preis, den er dafür hätte erzielen können.

Der verfluchte Grünschnabel war es eh nicht wert, so eine exzellente Waffe zu besitzen, geschweige denn war der Schwächling fähig gewesen, mit einer Frau ihres Gewerbes fertig zu werden, dachte Johnny. Mit einem zynischen Lächeln rief er sich in Erinnerung, wie der Kerl in seiner befleckten Uniform pausenlos über angebliches Pech, das ihn regelrecht verfolgen würde, jammerte.

Johnny konnte das von sich nicht behaupten. Er stellte sicher, dass Fortuna treu an seiner Seite blieb. Der Outlaw glaubte fest daran, dass ein Mann sein Schicksal selbst in die Hand nehmen und es formen müsse, wie der Schmied

ein heißes Stück Eisen schmiedete. Kraft, Willensstärke und Rückgrat brauchte man natürlich schon dazu. Wann immer Johnnys Glück nachließ, half er ihm schnell wieder auf die Beine.

Er war ein rücksichtsloser Desperado, und es machte ihm nicht das Geringste aus, es mit dem Gesetz nicht so genau zu nehmen. In mehr als einer Konfrontation hatte er seinen mangelnden Respekt für die Gesetzeshüter dieses Territoriums bewiesen. Der Bandit war dafür bekannt, ständig damit anzugeben, dass er sich nicht einmal vor dem Teufel selbst fürchtete. Wahrscheinlich wusste er es einfach nicht besser.

Sein Selbstbewusstsein war so ausgeprägt, dass man es schon als töricht bezeichnen konnte. Johnny war einer der gefährlichsten Revolverhelden der gesamten Pionierfront und außerdem der Anführer eine Bande, die sich die *Cowboys* nannte. Sie alle ritten loyal unter seiner Flagge, sodass es ihm nie an Unterstützung durch Waffen oder erbeutetem Geld fehlte. Er bestritt seinen Lebensunterhalt durch das Kartenspiel oder den Verkauf gestohlener Rinder auf beiden Seiten der Grenze.

Der Revolverheld war ein Stammgast in den Bodegas des Territoriums und den Häusern von fragwürdigem Ruf. Allerdings hatte er in letzter Zeit zu sehr Geschmack an den Opiumzelten und den zierlichen Lotusblumen gefunden. Die Mädchen kümmerten sich um jedes Bedürfnis eines Mannes.

Johnny hatte sich zu oft in Hoptown, wie der chinesische Teil von Tombstone genannt wurde, herumgetrie-

ben. Schneller, als er es je für möglich gehalten hätte, war er süchtig nach der asiatischen Droge Opium geworden. Aber es machte ihm nichts aus, denn er war davon überzeugt, dass nichts und niemand ihm etwas anhaben konnte.

Er war nicht dumm. Es war eher so, dass er sich nicht vor den Konsequenzen für seine begangenen Sünden fürchtete. Er war davon überzeugt, dass seine Seele sowieso schon verloren war, und er hatte nicht im Geringsten vor, etwas daran zu ändern. Seine Seele war in ihm gestorben, als er dabei zusehen musste, wie sein Vater sich das Hirn wegpustete. Die Leute hatten behauptet, dass es ein Unfall gewesen war. Aber ob es ein Unfall war oder nicht, es löschte nicht das Bild aus, das sich in sein Unterbewusstsein eingebrannt und ihn traumatisiert zurückgelassen hatte.

Die Erinnerung an den schlaffen Körper seines Vaters und seiner auf dem Prärieboden verteilten Hirnmasse verfolgte ihn fast jede Nacht. Er verdrängte die Bilder mit abgefüllter Courage und war oft sturzbetrunken. Dennoch, je mehr er trank, desto mehr Alkohol brauchte er, und schon bald war eine ganze Flasche des Fusels nötig, um die Geister der Vergangenheit zu vertreiben.

*

Nun saß er hier, putzte seinen bevorzugten Colt, während sich all diese ungewollten Erinnerungen aufdrängten. Der Outlaw und seine Freunde hatten zwei Tage ununterbro-

chen in einer Stadt in der Nähe der Grenze nach Mexiko gespielt. Obwohl einer seiner Pokerpartner ein guter Freund war, hatte Johnny dennoch gnadenlos die Taschen des Kerls geleert. Morgen sollte er den Pechvogel für ein weiteres Kartenspiel treffen. Johnny war sicher, dass sich der Weichling bis zum verabredeten Zeitpunkt wieder beruhigt haben würde. Dennoch war er nicht ein solcher Narr, dass er nicht wüsste, dass eine Freundschaft von einem Moment zum anderen enden konnte. So war das Leben – des einen Freud, des anderen Leid.

Der müde Spieler hatte kurzerhand entschieden, am Ufer des Turkey Creek zu campieren, und wartete nun dort, um sich mit den anderen Bandenmitgliedern zu treffen. In letzter Zeit war es sicherer für die Cowboys, nicht zu nahe an die Städte des Silber-Booms heranzureiten. Es braute sich dort zu viel Ärger zusammen, und einige seiner Bandenmitglieder waren bereits auf den Knochenhügel geschickt worden.

Diese verfluchten Blechsterträger jagen uns im Moment wie die Kaninchen auf ihrem selbst ernannten Rachefeldzug. Johnny machte sich nicht viel aus dem Leben anderer, aber er war definitiv nicht willens, sein eigenes wegzuerwerfen.

Heute aber kämpfte er immer noch gegen einen furchtbaren Kater an, der das unangenehme Überbleibsel ihrer Pokertour war. Während er durch sein Camp lief, fühlten sich seine Beine an, als ob sie jeden Augenblick unter ihm nachgeben würden. Er setzte sich auf den Boden neben dem flach dahinfließenden Turkey Creek und lehnte sich

gegen einen Baumstamm. *Na also, das ist schon bedeutend komfortabler.* Seine Hände zitterten, als er seine Waffe reinigte. Es fiel ihm schwer, die Patronen wieder in die Trommel zu schieben, ohne sie fallen zu lassen.

Wie immer, wenn er mit dem Colt herumhantierte, fühlte er eine gewisse Taubheit oder auch ein Kribbeln in der Hand, die die Pistole hielt. Das Gefühl breitete sich immer von den Spitzen seiner Finger über die ganze Hand aus, die dann bald schon kalt und taub sein würde.

Johnny wusste nicht, warum es jedes Mal der Fall war, wenn er die Waffe mit ihrem gebläuten Lauf hielt. Er machte dafür den exzessiven Alkoholmissbrauch verantwortlich. Glücklicherweise hatte ihn seine Treffsicherheit bislang nie im Stich gelassen. Tatsächlich hatte er sich im Lauf der letzten Jahre zu einem außergewöhnlich guten Schützen entwickelt.

Er saß da und bewunderte das bläulich schimmernde Metall der Waffe. Eine eingravierte Seriennummer war an der Seite des Colts sichtbar. Die niedrige Nummer gab darüber Aufschluss, dass dies einer der ersten Colts seiner Serie und wohl um 1876 produziert worden war. Die Nummer der Gravur lautete 222.

Johnny blinzelte, aber heute sahen die Zahlen eher wie eine Reihe krummer Sechsen aus. *Wie seltsam,* dachte er. Als er abermals mit seinen Augen zwinkerte, konnte er die Seriennummer ganz deutlich lesen. Die Gravur war eindeutig 666.

„Mann, oh Mann, ich glaube, ich muss so langsam aufpassen, wie viel von dem billigen Fusel ich in mich

hineinschützte. Ich kann es mir nicht leisten, meine Zielgenauigkeit zu verlieren, oder ich wäre in kürzester Zeit ein toter Mann“, murmelte er, während er mühsam die Trommel seine Pistole fertig lud.

Sein Kopf pochte heftig nach dem letzten Rausch, und er verzog wegen des stechenden Schmerzes an seiner Schläfe das Gesicht. Ihm war übel und er würgte, als ob er sich übergeben müsse, aber da er die letzten vierundzwanzig Stunden kaum etwas gegessen hatte, kam auch nichts aus seinem Magen. Die Kopfschmerzen wurden von Minute zu Minute unerträglicher, und es fiel ihm schwer, einen klaren Gedanken zu fassen. Er rieb sich unbewusst mit der linken Hand über seine Schläfen und schloss dabei aufstöhnend die Augen. Als er sie wieder öffnete, sah er einen dunklen Schatten in der Nähe zwischen den Mesquite-Büschen stehen. Da Johnny den Fremden nicht kannte, wollte er aufspringen, aber seine Beine schienen nicht richtig funktionieren zu wollen.

„Wer bist du?“, blaffte er den anderen Mann zornig an.

Der Fremde antwortete nicht. Er trug einen schwarzen Hut mit breiter Krempe, die einen Schatten über sein gesamtes Gesicht warf. Johnny wurde zornig, als der Fremde schwieg, und zog seine Pistole. Bevor er jedoch auf den unbekanntenen Mann zielen konnte, schoss ein stechender Schmerz durch seine Schläfe. Es fühlte sich an, als ob ihm ein Nagel in den Kopf geschlagen würde. Er stöhnte laut auf und griff erschrocken an seinen Kopf.

Vor seinen Augen verschwamm alles, und er starrte auf die Pistole in seiner Hand. Er sah, wie sich der Lauf

langsam hob. Dabei zitterte dieser, und seine Hand fühlte sich eiskalt, taub und irgendwie fremd an, als ob sie nicht seine eigene wäre.

Johnny wollte auf den Mann in den dunklen Klamotten schießen. Es wäre ein sicherer Schuss gewesen, denn er stand nur wenige Meter von ihm entfernt. Aber stattdessen bemerkte er mit Entsetzen, wie sich der Lauf seiner Pistole langsam Richtung seines eigenen Schädels drehte.

„Moment mal! Was, zum Henker, geschieht hier?“

Der Mann ihm gegenüber lächelte. Er hob seinen Kopf und endlich sah Johnny das Gesicht des Fremden. Seine Augen waren wie schwarze Kohlestücke, und er sprach kein einziges Wort, sondern stand einfach nur da und beobachtete Johnny. Der Revolverheld verspürte plötzlich eine ihm bislang unbekannte Emotion – es war Angst.

Seine Augen weiteten sich, und sein Herz hämmerte in seiner Brust. Nun zitterten seine Hände nicht, weil er zu viel getrunken hatte, sondern aus lauter Panik, weil der Fremde offensichtlich seine Bewegungen kontrollieren konnte.

Er bemühte sich mit seiner anderen Hand, die Pistole heranzuziehen und auf den Mann zu zielen, aber er konnte keinen einzigen Muskel bewegen, außer seinen Augen. Ein kehliges, leises Lachen war zu hören, und Johnny realisierte, dass der Unbekannte offensichtlich sein Dilemma genoss. Bewegungs- und wortlos, sein Gesicht unter dem großen schwarzen Hut versteckt, lachte der Fremde schließlich hämisch.

Schweißtropfen rannen über Johnnys Gesicht, während er seinem eigenen Ableben entgegenblickte. „Wer bist du?“ Johnny erhielt keine Antwort. Stattdessen spürte er das kalte Metall der Mündung, die gegen seine Schläfe drückte, während er mit unbeugsamem Willen versuchte, irgendeinen Muskel in seinem Körper zu bewegen, um sich aus dieser tödlichen Falle zu befreien.

Ein Schuss zerriss den friedlichen Nachmittag. Eine Krähe flog davon und beschwerte sich dabei laut krächzend, dass ihr Bad in dem flachen Fluss gestört worden war. Am Ufer saß ein Mann auf dem Boden, den Oberkörper gegen einen Baumstamm gelehnt, und bewegte sich nicht. Er hatte seine Beine von sich gestreckt.

Eine kleine blutende Wunde an seiner Schläfe und das Blut an der Rinde des Baumes waren das Erste, was ein deutschstämmiger Kutscher sah, als er sich der Leiche näherte. Er hatte den Toten vom Sitz seines Kutschbocks gesehen und die Zugpferde an der Seite des Wegs zum Stehen gebracht. Der Fuhrunternehmer ging langsam auf die Leiche zu. Die Schusswunde und Körperstelle waren eindeutig.

„Gütiger Himmel, hat sich der Kerl etwa selbst erschossen? Muss wohl so sein, aber wenn er sich selbst richtete, müsste dann diese arme Seele die Waffe nicht noch in der Hand halten? Gott sei seiner Seele gnädig.“

Der Mann fuhr sein Gespann zurück in die Stadt und informierte den Sheriff darüber, dass er eine Leiche am Ufer des Turkey Creek gefunden hatte. Der Gesetzeshüter brachte den alten Doktor mit hinaus zu der Stelle.

Dieser untersuchte die Leiche oberflächlich, füllte den Totenschein aber erst am Abend in seinem Schreibzimmer aus.

Todesursache war Selbstmord durch eine selbst beigebrachte Schusswunde in die Schläfe.

Identität des Verstorbenen: John Peters Ringo, bekannt als Johnny Ringo.

Tod wurde festgestellt am 13. Juli 1882.

Am unteren Rand des Dokuments stand zusätzlich, dass die Waffe, die Johnny Ringo für seinen Selbstmord benutzt hatte, nicht am Fundort gewesen war.

Ringos Leiche wurde nicht zurück in die Stadt gebracht, sondern einfach vor Ort direkt am Ufer des Turkey Creek neben jenem Baum begraben, an dem man ihn dagegen gelehnt gefunden hatte. Der Colt mit dem gebläuten Lauf war verschwunden.

Elisabeth – New Mexico 1885

Elisabeth stand am Küchenfenster und genoss den Duft der frisch gebackenen Brötchen, als ihr attraktiver Ehemann in die Küche kam und prompt seine Hand in Richtung der warmen Backwaren ausstreckte. Er tat so, als ob er eines der Brötchen stehlen wollte.

Sie drehte sich zu ihm um, ihren Zeigefinger drohend erhoben und mit einem strengen Gesichtsausdruck ähnlich einer Mutter, die kurz davor war, ihrem Kind die Leviten zu lesen.

„Wage es ja nicht, diese Brötchen anzufassen, John Carson. Die sind für das Abendessen mit meinem Vater.“

Sein Gesicht ähnelte dem eines kleinen Jungen, der mit der Hand in der Keksdose erwischt worden war. Er rollte mit den Augen, versteckte rasch seine Hände hinter dem Rücken und tat so, als ob er gar nicht beabsichtigt hatte, eines der frisch gebackenen Brötchen ergattern zu wollen. Sie lachte über sein Possenspiel. Elisabeth hatte noch nie seinen strahlenden, blauen Augen widerstehen können. „In Ordnung, aber nur ein Brötchen, und dann verschwindest du aus meiner Küche.“

Er lächelte sie wie ein frecher, unschuldiger Junge an. Dieses Lächeln hatte ihr Herz vom ersten Moment, als sie ihn in dem Armeeposten gesehen hatte, gefangen genommen. Zu jener Zeit war ihr Vater der führende Offizier gewesen, aber zwischenzeitlich hatte er seine Militärkarriere aufgegeben, um sich an einer Silbermine zu beteiligen.

John Carson trat nach vorne, umarmte seine Frau und küsste sie zärtlich auf die Wange. Dann schnappte er sich rasch eines der noch warmen Brötchen und drehte sich zur Türe. „Ich bin draußen beim Pferch und trainiere mit dem neuen Hengst.“

„Sei vorsichtig, mein Liebster.“

„Jawoll, Ma'am.“ John salutierte scherzhaft und verließ schließlich die Küche. Elisabeth beobachtete durch das Küchenfenster, wie er zum Gehege der Pferde lief. Sein Schritt strotzte vor Selbstvertrauen, und sein schlan-

ker Körper zeigte wohlgeformte Muskeln. Er war das perfekte Image eines hart arbeitenden, gut aussehenden Ranchers. Elisabeth lächelte. Ja, John Carson war ein guter Mann und es fiel einem auch nicht schwer, ihn versonnen zu betrachten.

Obwohl sie von Anfang an sehr verliebt in ihn gewesen war, hatte ihre Beziehung dennoch holprig begonnen. Ihr Vater hatte es den beiden Liebenden schwer gemacht. Er war ein respektierter, pensionierter Armeeoberst mit strikten moralischen Vorstellungen und noch strengeren Regeln, wenn es um sein einziges Kind Elisabeth ging. Er verlangte von ihr die gleiche Disziplin wie von jedem seiner Soldaten.

Der frühe Tod von Elisabeths Mutter hatte Oberst Breckenridge in einen kontrollsüchtigen Mann verwandelt. Als er aus der Armee austrat, stellte er sicher, dass Elisabeth noch mehrere Monate unter seinem Dach blieb, obwohl sie mehr als bereit war, mit dem Mann, in den sie sich unsterblich verliebt hatte, ihre eigene Familie zu gründen. Ihr Vater behielt sie im Auge wie ein wachsamer Falke, aber es war für jeden offensichtlich, dass er einfach nur fürchtete, seine Tochter genauso wie seine verstorbene Frau zu verlieren. Da sie seine Liebe zu ihr über alle Maßen respektierte, machte sie ihm auch nie Vorwürfe über sein zwanghaftes Verhalten, sich als ihr Beschützer aufspielen zu müssen. Aber manchmal, wenn er es übertrieb, war ihr doch unwohl dabei, und es war ihr peinlich. Für einige Zeit befürchtete sie sogar, dass es John vertreiben könnte.

Selbst als die beiden bereits verheiratet waren, machte Miles Breckenridge keinen Hehl aus seinen Zweifeln gegenüber John Carson. All die Jahre in der Armee hatten seine Instinkte geschärft, und aus irgendeinem Grund trat er John gegenüber noch immer misstrauisch auf. Aber schlussendlich überzeugte die Tochter den sturen Oberst, dass John Carson genau der richtige Mann für sie war.

Als die beiden jungen Leute sich ineinander verliebten, war John gerade als Cowboy in dem Fort der Armee angestellt. Er hatte viel Geduld und Zeit investiert, um seinen zukünftigen Schwiegervater davon zu überzeugen, dass er beides war: ein hart arbeitender Mann und zugleich wert, sein Schwiegersohn zu sein.

Am Ende hatte Miles Breckenridge den beiden Turteltauben seinen Segen gegeben. Während den folgenden drei Jahren hatte John Carson nicht nur bewiesen, dass er der richtige Mann für Elisabeth Breckenridge war, sondern auch eine erfolgreiche Rinderzucht aufgebaut. Dennoch blieben bei Oberst Breckenridge leise Zweifel, die der ehemalige Armeeoffizier aber nicht beim Namen benennen konnte, als Elisabeth ihn deswegen zur Rede stellte.

Bisher schien die Ehe eine stabile zu sein, voller Zuneigung füreinander. Es war für alle offensichtlich, dass Elisabeth ihren Ehemann bewunderte, und ihr Gesicht trug noch immer diesen speziellen Ausdruck einer verliebten Frau. Diejenigen, die den Oberst allerdings gut genug kannten, vermuteten dessen Zweifel, wenn sie sein ernstes Gesicht und die gerunzelte Stirn sahen, die

er immer dann zur Schau trug, wenn das Gespräch auf seinen Schwiegersohn kam.

In letzter Zeit aber hatte Elisabeth manchmal ihre eigenen Zweifel über die Ehe. Es war ihr wohl bewusst, dass zwischen John und ihr nicht die Art der leidenschaftlichen Flammen loderten, wie sie in manch romantischen Romanen beschrieben wurde. Die Art Bücher, die die Soldaten des Postens lasen, beschrieben die Liebe leidenschaftlicher als das, was John und sie hatten. Elisabeths Wangen erröteten immer dann, wenn sie über die heimlich gelesenen Passagen in jener Literatur nachdachte.

Die schöne Frau fühlte sich sicher und glücklich in ihrer Beziehung mit John Carson, und sie wollte nichts anderes, und dennoch hatte sie sich in letzter Zeit darüber Gedanken gemacht, ob John sich nicht ein wenig zu sehr auf die Rinderzucht konzentrierte. Sie konnte es nicht verhindern, dass sie sich manchmal fragte, ob die Ranch ihnen die Chance auf eine intensivere Liebesbeziehung und mehr Leidenschaft im Leben nahm.

Mit einem Stirnrunzeln beobachtete sie, wie er zum Pferch hinüberging, wo der neue Hengst bereits mit angelegten Ohren auf ihn wartete. Elisabeth fragte sich, ob die Zuneigung, wie sie jetzt zwischen ihnen war, das Maß aller Dinge sein würde. Von Zeit zu Zeit erwischte sie sich selbst dabei, wie sie Tagträumen, in denen ihr Ehemann sie auf feurige Art verführte, nachhing. Aber wann immer jene Gedanken aufkamen, schüttelte sie den Kopf und lachte über sich selbst.

Energisch wischte sie sich ihre Hände an der Schürze ab. „Mädchen, du solltest glücklich sein. Schließlich verdienen wir genug, um uns ein komfortables Leben in unserem wunderschönen Haus leisten zu können. Du kannst stolz auf deinen Mann sein“, murmelte sie vor sich hin. Unabhängig der Tatsache, dass ihr Vater Miles Breckenridge sehr wohlhabend war, hatte John nie Geld von seinem Schwiegervater angenommen. Er war ein stolzer Mann.

Bedauerlicherweise wusste Elisabeth nichts über Johns Familie oder sein Leben, bevor sie sich kennengelernt hatten. Er sprach nie darüber, und Elisabeth drängte ihm das Thema nicht auf. Alles, was sie von ihm wusste, war, dass er auf einer Farm aufgewachsen war. Manchmal bereute sie, dass sie keinen näheren Kontakt zu seiner Familie hatten. Sie war sich sicher, dass es ihr Freude bereitet hätte, Johns Mutter kennenzulernen, denn sie vermisste ihre eigene Mutter schmerzlich. Aber dank seiner Geheimnistuerei hatten sie nur eine engere Verbindung zu ihrem eigenen Vater. Elisabeths Augen bekamen immer einen feuchten Schimmer, wenn sie darüber nachdachte.

Sie wollte es nicht zugeben, aber sie fühlte sich von Zeit zu Zeit einsam. Fast jeden Abend saß sie auf ihrer Bank auf der Veranda und wartete ungeduldig auf seine Rückkehr von den Tagespflichten auf der Ranch. Ja, sie hätte die Gesellschaft seiner Familie genossen. Niemals hätte sie sich vorstellen können, dass sie einmal einen hohen Preis dafür zahlen würde, nicht mehr über seine Vergangenheit oder Herkunft zu wissen.

Nathaniel – Der Eindringling

Er ritt langsam, in Gedanken versunken und fragte sich zum wiederholten Mal, wie es wohl sein würde, das erste Zusammentreffen nach all den Jahren. Das letzte Mal, als er John gesehen hatte, war während jener verhängnisvollen Nacht gewesen, die sein gesamtes Leben verändert hatte. Der einsame Reiter analysierte seine Gefühle. *Ver-spüre ich noch immer denselben Hass, der mich all die Jahre am Leben gehalten hat?*

Die erste Zeit unmittelbar nach seiner Flucht hatte der Hass wie eine stete Flamme in seinem Unterbewusstsein gebrannt. *Aber was fühle ich nun nach all der Zeit?* Er versuchte, in sein Herz zu hören. Der Cowboy zügelte sein Pferd und schaute hinunter in das Tal. Nein, er wurde nicht mehr von der gleichen Art Wut zerfressen. Stattdessen hatte ein gefährlich kontrollierter Zorn den brennenden Hass ersetzt. Er spürte eine unerbittliche Entschlossenheit, sein Schicksal, welches ihn so grausam behandelt hatte, zu ändern.

Seit frühester Jugend hatte er Ungerechtigkeit stets verabscheut und war überhaupt nicht darauf vorbereitet gewesen, ihr in seiner eigenen Familie begegnen zu müssen. Nathaniel würde es ihm heimzahlen. Es ging ihm nicht mehr nur um Gerechtigkeit, sondern um den innigsten Wunsch, sein eigenes Leben zurückzuerhalten. Er wollte sich nicht länger verstecken müssen für eine Tat, die er nie begangen hatte. Aber zuerst musste er einen

Platz zum Schlafen für die kommende Nacht finden. Er ließ sein Pferd antraben und lenkte es in Richtung der kleinen Stadt, die unter ihm im Tal lag.

*

Das Paar erwartete Elisabeths Vater, Oberst Colonel Breckenridge, bei Sonnenuntergang zum Abendessen. Es war nur ein kurzer Ritt von der Stadt zu ihrem gemütlichen Blockhaus, und wie immer war Breckenridge äußerst pünktlich. Obwohl er mittlerweile ein erfolgreicher Geschäftsmann war, konnte er seine militärische Disziplin nicht ablegen. Zwar hatte er seine Uniform gegen gut geschnittene Anzüge getauscht, aber er strahlte immer noch das Auftreten eines strengen Offiziers aus.

„Guten Abend, John. Wie kommst du mit dem neuen Hengst klar?“ Miles Breckenridge nahm seinen Hut vom Kopf und hängte ihn an den Haken neben der Türe, während er seinen Schwiegersohn freundlich begrüßte.

„Großartig, Miles. Aber ich muss zugeben, es wird eine ganze Weile dauern, bevor ich ihn reiten kann. Der Hengst ist sturer als ein altes Maultier.“

Oberst Breckenridge fiel in Johns Gelächter ein und ging dann auf seine Tochter Elisabeth zu. Er umarmte sie und gab ihr einen kleinen, zärtlichen Kuss auf ihre Stirn.

„Hallo, mein schöner Schmetterling.“

„Hallo, Vater. Wie laufen die Geschäfte in der Mine?“

„Großartig, wie immer. Es war die beste Entscheidung meines Lebens, meine Geld in diese Silbermine zu stecken.“

Es war kein Geheimnis, dass Breckenridge mittlerweile jeden Monat ein Vermögen verdiente, seit er seine Position im Fort aufgegeben hatte. Bevor ihr Vater jedoch eine Diskussion über die Minengesellschaft starten konnte, legte sie resolut ihre Hände auf ihre Hüften und blickte streng die beiden Männer an. „Jungs, kein Gerede über das Geschäft, während wir essen.“

Ihr Vater rollte gespielt entsetzt mit den Augen, aber hielt sich an ihre Anweisung. „So, dann verrätet mir mal, wann ihr beiden Turteltauben mich endlich zum Großvater macht?“

„Vater!“ Elisabeth errötete. Die Frage überraschte sie zwar nicht, dennoch war sie ihr peinlich. „Aber Liebling, du hast mir doch gesagt, ich soll das Thema wechseln, nicht wahr?“ Ihr Vater grinste sie frech an.

„Ich glaube, dass Gott uns mit einem Kind segnen wird, wenn er die Zeit für richtig hält, Sir.“ John hatte für seine Frau geantwortet und lächelte sie nun an, während sie immer noch mit charmant geröteten Wangen dastand.

„Dein Glaube scheint stark, mein Sohn“, stellte der Oberst fest.

Johns Gesichtsausdruck wurde ernst. „Mein Leben war nicht immer so friedvoll. Mein Glaube hat mich vor Verzweiflung bewahrt und mir geholfen, meine gesetzten Ziele nicht aus den Augen zu verlieren.“

Breckenridge beugte sich mit einem neugierigen Gesichtsausdruck nach vorn. „Wenn ich es mir so richtig überlege, John, dann weiß ich überhaupt nichts über deine Vergangenheit oder über deine Familie. Daher

fällt es mir schwer, zu beurteilen, mit wie viel Entbehrungen oder Verzweiflung du bislang im Leben klar kommen musstest, bevor du zu unserem Breckenridge-Clan gestoßen bist.“

Elisabeth beobachtete ihren Mann genau. Wie bereits unzählige Male zuvor wechselte er rasch das Thema, sobald das Gespräch auf seine Familie oder sein Leben vor ihrer Hochzeit kam. Manchmal fragte sie sich, ob er etwas zu verheimlichen hatte. Während der gesamten drei Jahre, die sie nun zusammen waren, hatte ihr Ehemann nicht einmal über seine Familie oder Freunde gesprochen. Sie hätte sich so sehr gewünscht, dass seine Eltern zumindest an ihrer Hochzeit teilgenommen hätten.

Als sie ihn über den Tisch hinweg betrachtete, nahm sie plötzlich einen kalten, ja fast wütenden Blick in seinen blauen Augen wahr und selbst sein langes, welliges Haar konnte das Runzeln seiner Stirn nicht verstecken. *Vielleicht finde ich eines Tages heraus, warum er nicht über seine Familie spricht*, dachte sie.

Die Konversation kam zum Erliegen, als sie die Schüsseln mit dem dampfenden Essen auf den Tisch stellte. Das Abendessen war köstlich, und beide Männer aßen mit großem Appetit. Hackbraten mit Kartoffelbrei war das Lieblingsgericht ihres Vaters, und es bereitete Elisabeth große Freude, ihn mit ihren Kochkünsten zu verwöhnen.

Sie wusste, dass ihr Vater sich nach einem richtigen Familienleben sehnte, und sie war sich sicher, dass er

sich in seinem schönen Haus in der Stadt einsam fühlte, seit seine geliebte Frau gestorben war.

Nach dem Abendessen saßen beide Männer bei einer Tasse Kaffee draußen auf der Veranda. Sie unterhielten sich über die steigenden Fleischpreise und über die Geschäfte in der Silbermine. Elisabeth schnitt Johns Lieblingskuchen mit Pekannüssen an und offerierte beiden Männern ein großzügiges Stück.

„Liebling, du bist definitiv die beste Köchin neben deiner verstorbenen Mutter, Gott hab sie selig.“ Ihr Vater biss herzhaft ein weiteres Stück Kuchen ab und wirkte dabei glücklich, aber die Trauer um seine Frau zeigte sich noch immer in seinen Augen, wenn er von ihr sprach. Seine geliebte Ehefrau war viel zu jung an den Pocken gestorben, und er vermisste sie nach wie vor schmerzlich.

Als das junge Paar später in der Nacht im Bett lag, unterhielten sie sich über den Wunsch von Elisabeths Vater, endlich Großvater zu werden. Elisabeth fing in letzter Zeit an, sich Sorgen zu machen. Sie fragte sich, ob mit ihrem Körper etwas nicht stimmte. Vielleicht war das der Grund, warum sie bislang nicht schwanger geworden war. John war ein zärtlicher Liebhaber und drückte seinen Respekt für sie mit jeder Berührung aus. Elisabeth hatte Angst, dass sie als Frau versagen könnte. *Vielleicht sollte ich mir einige dieser Kräuter der Indianerinnen besorgen.* Sie hatte von den medizinischen Fähigkeiten der Ureinwohner gehört, als sie mit ihrem Vater im Fort gelebt hatte.

Ein paar einzelne indianische Familien hatten ihr Lager außerhalb des Palisadenzauns des Forts aufgeschlagen. Elisabeth zog es in Erwägung, dorthin zu reiten und bei einigen der älteren Frauen Rat zu suchen. Sie war sich sicher, dass sie ihr helfen konnten. Im Gegensatz zu den meisten Weißen fürchtete Elisabeth die Indianer nicht, geschweige denn hasste sie diese. Tatsächlich war sie schon immer von deren Kultur fasziniert gewesen und hätte gern mehr darüber gewusst. Ihr Vater hatte ihr oft heftige Vorwürfe gemacht, wenn sie Kontakt zu ihnen gesucht hatte.

Oberst Breckenridge hatte an den Kämpfen gegen die Apachen teilgenommen und beurteilte seither jeden amerikanischen Ureinwohner als äußerst gefährlich und feindselig. Elisabeth hingegen verspürte Sympathie für die Indianer. Sie hasste nichts mehr als Ungerechtigkeit, und obwohl ihr Vater ein hochrangiger Offizier war und einige gefährliche Situationen in den Kämpfen gegen so manchen Krieger überstehen musste, verstand sie dennoch nie, dass die vollkommene Zerstörung der indianischen Kultur allem Anschein nach das gesetzte Ziel der weißen Siedler, der Armee und der Regierung war.

Elisabeth hingegen respektierte alle Menschen unabhängig von ihrer Rasse oder Herkunft. Stand nicht schon in der Bibel, dass jeder Mensch ein Kind Gottes und alle vor seinem Thron gleich waren?

Die Frau hatte den bescheidenen und freundlichen Charakter ihrer geliebten, verstorbenen Mutter geerbt. Sie hatte ein liebevolles und tolerantes Herz.